

DER SCHNITT DURCH DIE KEHLE
oder: DIE AUFERSTEHUNG DES ADALBERT STIFTER

An die Deutschlehrerinnen und -lehrer

NEHMT DOCH DEN STIFTER DURCH !

Wenn für die Deutschlehrerin oder den Deutschlehrer einer 7. oder 8. Klasse AHS oder sonstwo die Kanonliteraten des 19. Jahrhunderts wie Büchner u.a. „erledigt“ sind, stellt sich immer die Frage:

Bespreche ich heuer den Hebbel, den Keller, den Fontane, ... oder doch die Altösterreicherinnen und Altösterreicher Ebner-Eschenbach oder Anzengruber?

Heuer nicht!

Da hab' ich doch in meiner Jugend mit angehaltenem Atem eine Liebesgeschichte mit dem Titel „Brigitta“ von dem (ober)österreichischen(?) Autor Adalbert Stifter gelesen und viel später, in reifen Jahren, inspiriert allein von dem melancholischen Titel „Nachsommer“, einen Sommer lang (Ferien!) mich diesem Romanwälzer gewidmet. Eingetaucht bin ich damals in Stifters Welt, seine Lebensorte hab' ich anschließend besucht – und meinen Schülerinnen und Schülern hab' ich im Herbst vorgeschwärmt davon. Vielleicht haben damals oder später einige einen Stifter nicht nur in die Hand genommen ...

Nicht jedem Leser sind solche Stiftererlebnisse gegönnt wie mir.

Da könnte Kurt Palms Film (nach)helfen.

Ein Erlebnis als Film(kunstwerk), als Einstieg zur Beschäftigung mit Werk und Leben dieses Autors.

Die Materialien zum Film, ausgegeben als Kurzreferate oder zum Erarbeiten in der Gruppe bzw. im Wahlpflichtgegenstand, erleichtern ungemein unsere Arbeit und nach 5, 6 Deutschstunden müssen wir uns nach einem hoffentlich auch so ergiebigen Thema umschauen.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts wäre damit nicht nur abgehakt, sondern ... da wird was bleiben!

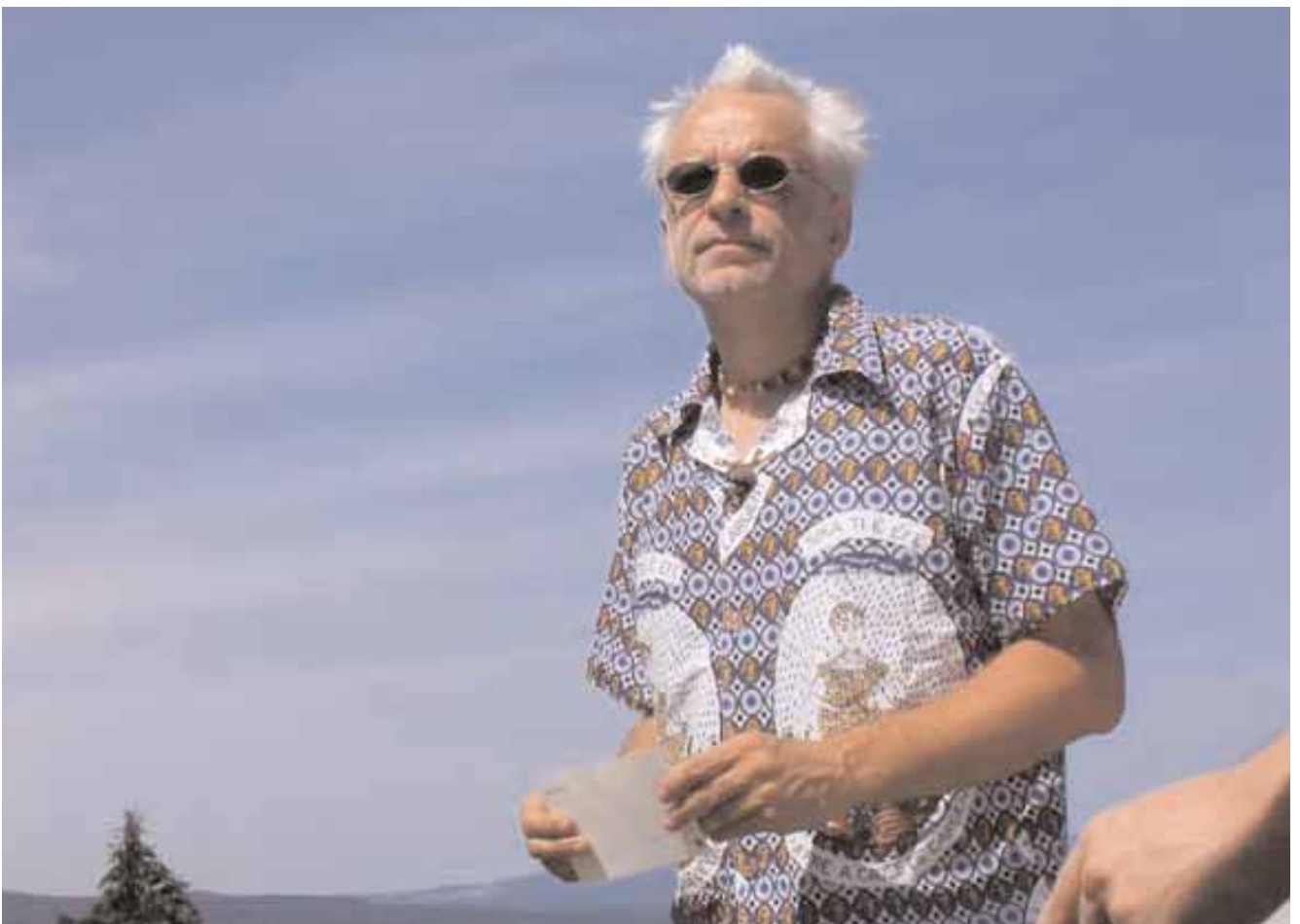
Prof. Anton Stöttinger, BRG Schloss Wagrain, Vöcklabruck

Kurt Palm
Der Schnitt durch die Kehle
ODER: DIE AUFERSTEHUNG DES ADALBERT STIFTER
Österreich 2003
80 Minuten, Farbe

Drehbuch Kurt Palm
Kamera Hermann Dunzendorfer
Schnitt Karina Ressler
Musik Chrono Popp
Ton Roland Freinschlag

Produktion Fischer Film
Produzent Markus Fischer

Mit Kurt Palm, Karl Ferdinand Kratzl, Hermes Phettberg



„Palm hüpfert vor der Kamera herum wie eine Mischung aus Marcel Prawy, Sepp Forcher und Jamie Oliver. Ein Stifter-Film für die MTV-Generation.“
Günter Kaindlstorfer, Ö 1

DER SCHNITT DURCH DIE KEHLE ODER: DIE AUFERSTEHUNG DES ADALBERT STIFTER ist ein sehr persönlicher Film von Kurt Palm über einen Schriftsteller, der immer noch maßlos unterschätzt wird. Das weit verbreitete Bild, das bis heute von Adalbert Stifter gezeichnet wird, ist das eines langweiligen, spießigen, biedermeierlichen Blumen- und Käferpoeten, dessen Bücher mit der Welt von heute nichts mehr zu tun haben. In Wirklichkeit war Stifter ein Autor, dessen Leben und Werk von einem Hang zum Exzessiven, Pathologischen und Abgründigen bestimmt war. Gerade diese Eigenschaften machen Stifters Literatur auch für heutige Leserinnen und Leser spannend und aktuell.

In seinem Film versucht Kurt Palm, die Spinnweben, die sich im Lauf der Jahrzehnte über Stifters Bücher und Denkmäler gelegt haben, zu zerreißen und diesen Giganten in einem neuen Licht zu zeigen.

Gedreht wurde an Originalschauplätzen in Österreich, Böhmen, Bayern und Italien.





ÜBER DEN FILM

Gleich zu Beginn steht ein ärztliches Statement, das Einblick in die Persönlichkeit des Dichters und Malers Adalbert Stifter gibt: die Diagnose eines Manisch-Depressiven, eines Alkoholikers. Damit ist klargelegt, dass DER SCHNITT DURCH DIE KEHLE kein übliches, ehrfürchtig anbietendes Dichterportrait ist, wie es viele aus Schultagen in grässlicher Erinnerung haben. Regisseur Kurt Palm nimmt den Zuschauer mit auf eine spannende Reise ins 19. Jahrhundert, an Orte die uns eigentlich vertraut sind und die dem Dichter lieb und wert waren - in den Böhmerwald, wo er 1805 geboren wurde und seine ersten Lebensjahre verbrachte, nach Oberösterreich, wo er ins Gymnasium ging und später als Schulinspektor arbeitete, nach Triest, wo er endlich seinen Traum vom Meer erlebte und natürlich auch nach Wien, die ungeliebte

Stadt der frühen Erwachsenenjahre - an all die Stationen die Stifters Leben durchlaufen hat, und Palm tut es auf seine Weise: er filmt, lässt sich filmen, schlüpft blitzschnell in Rollen des Lesers, Rezitators, Lehrers, Skeptikers, des Interviewers, Fotografen und nicht zuletzt - des Bewunderers.

Lassen wir uns mit Kurt Palm auf diese Reise ein, die gleich zu Beginn an den Geburtsort Stifters ins tschechische Städtchen Oberplan führt, wo Palm durch die Räume streift, in denen der kleine Adalbert mit fünf weiteren Geschwistern gelebt hat - dort setzt sich Palm den Zylinder des jungen Adalbert auf, probeweise sozusagen und stellt fest, dass der einen ziemlich kleinen Kopf gehabt haben muss - freilich nur äußerlich.

In Oberplan besucht Palm auch einen Baum, den „Stiftera smrk“, für bekennende Stifterianer so etwas wie ein Denkmal, aber

da gibt es auch noch die „Stiftera buk“ und wir erfahren, was es mit der auf sich hat. Mit 13 ging der junge Adalbert nach Kremsmünster, also nach Oberösterreich, wo er acht Jahre lang am heute noch existierenden Stiftsgymnasium studierte und in jene Gegend in der auch das „Rosenhaus“ steht aus der Erzählung NACHSOMMER.

Die nächste Station ist Friedberg, wo Stifters große Jugendliebe Fanny lebte - die Tochter eines Leinwandherstellers, Stifter war damals - und noch bis zu seinem 35. Lebensjahr - vor allem Maler. Mit dem damals billigsten Transportmittel, nämlich dem Floss, fuhr der 22-jährige schließlich von Kremsmünster nach Wien. Dreihunderttausend Einwohner hatte die Hauptstadt zu dieser Zeit und das war schon eine beachtliche Großstadt, in der sich der junge Mann aus dem Böhmerwald nicht besonders wohl fühlte. In Wien findet Kurt Palm eine Stifter-Gedenktafel die er kurzerhand nachmisst, denn sie ist klein, gerade mal 30 x 25 Zentimeter...

Am 8. Juli 1842 erlebte Adalbert Stifter die

berühmte totale Sonnenfinsternis über Wien und fasste seine Eindrücke in starke Zeilen: „Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert von Schauer und Erhabenheit, so erschüttert wie in diesen zwei Minuten. Es war nicht anders als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden.“ (...) „Seltsam war es, dass dieses unheimlich, klumpenhafte, tief-schwarze vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig-silbern beglänzte. Nie und nie werde ich jene zwei Minuten vergessen. Es war die Ohnmacht eines Riesenkörpers - unserer Sonne.“

Kurt Palm steigt Stifter auch in den Wiener Untergrund nach, zeigt uns die Totenschädel und Knochen unter dem Stephansdom, die den 35-jährigen 1840 zu seiner Erzählung EIN GANG DURCH DIE KATAKOMBEN inspirierten, schauerliche Eindrücke einst für Stifter, und führt die Zuschauer dann wieder nach Südböhmen, wo wir eine alte Teufelssage hören, anschaulich und witzig

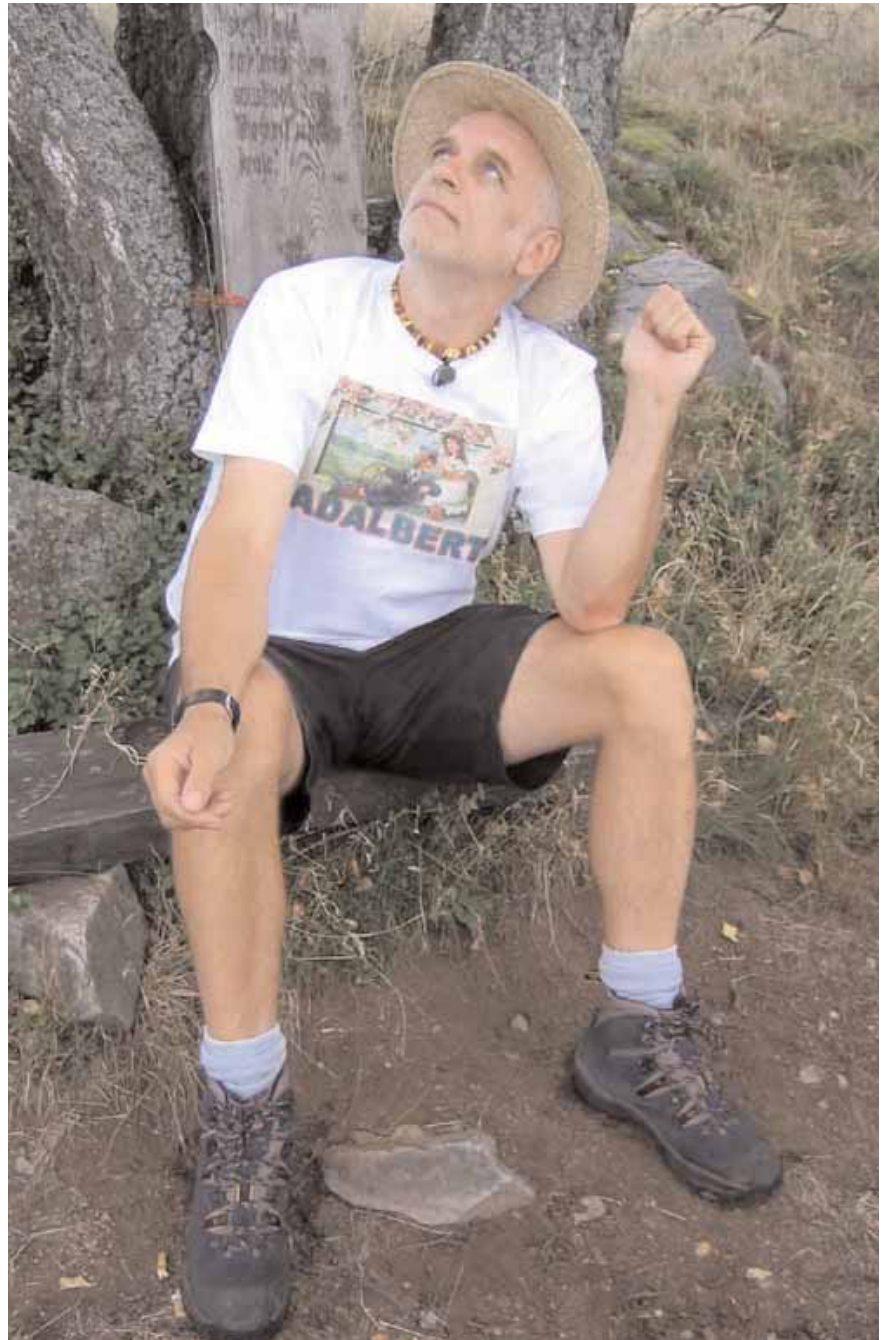


vorgetragen. Und wieder prüft und misst Kurt Palm nach: Vom linken Zeh des Teufels(-steins) schließt er auf die vermutliche Körpergröße des Teufels: zwei Meter achtzig ...

Smetanas Musik, Stifters Bilder und dann gibt es da auch noch den schwierigen Roman von Stifter: WITIKO und Kurt Palm stellt die nahe liegende und doch schwer zu beantwortende Frage an Johann Lachinger, Leiter des Adalbert Stifter-Instituts in Linz: „Wie kann man heute in der Zeit der Videoästhetik noch einen Roman wie WITIKO lesen ...?“ Und noch ein anderer Fachmann kommt zu Wort: Hans Höller, Germanist, erzählt, was Stifter und die feine Pariser Gesellschaft jener Zeit gemeinsam hatten - ihre Liebe zu Coopers „Lederstrumpf“ und daraus resultierend ein Bild von der Natur und den ihr eigenen Dingen, ein damals modernes Naturverständnis also, das auch Stifters Werke prägt.

Nicht nur den Zugang des Dichters zur Natur, auch jenen zur Kunst und zu seiner Malerei findet Kurt Palm auf der filmischen Spurensuche, zum Beispiel in der Erzählung NACHKOMMENSCHAFTEN, in dem Stifter seinen Romanhelden sagen lässt: „Ich wollte die wirkliche Wirklichkeit darstellen und die Wirklichkeit immer neben mir haben. Freilich sagt man, es sei ein großer Fehler, wenn man zu wirklich das Wirkliche darstelle.“

Der Frage, wie sich die Wirklichkeit dem Schulrat und Schulinspektor Adalbert Stifter in Linz darstellte, wo er „An der Unteren



Donaulände“ zusammen mit Ehefrau Amalie, der Ziehtochter Juliana und dem Hund „Putzi“ wohnte, geht Kurt Palm mit einer fiktiven Szene nach: Er und Kollege Karl Ferdinand Kratzl mimen das Ehepaar Stifter im original Ehebett - Stifter liest Amalie aus seinem Werk vor, aber sie und er haben sich nach 25 Jahren nichts mehr zu sagen. Während seiner zahlreichen Kuraufenthalte wird Amalie trotzdem zum Brennpunkt von Adalberts Sehnsüchten: „Herzinnigst geliebte

Gattin“ schreibt er in immer wieder neuen Variationen, und das, obwohl er längst keine gute Beziehung mehr zu ihr hatte und sich von ihr bloß Unmengen von Lebensmitteln in die Kur nachschicken ließ. Kuraufenthalte, von denen vor allem Tagebücher und Briefe erhalten sind, und Inspektionsreisen durch oberösterreichische Schulen, von denen die oft kritischen Berichte erhalten geblieben sind, prägten den Alltag des Dichters ebenso wie erfolglose Aktienspekulationen und die unerfüllten Wünsche und Träume vom Hausbau oder von Reisen ans Meer. Tatsächlich begab sich Stifter einmal nach Triest, legte dafür Unsummen für den Transport mit der eigenen Kutsche aus und schrieb euphorisch an seinen Verleger: „Ich habe das Meer gesehen.“ Diese Reise war zweifellos ein wichtiger Höhepunkt in seinem Leben.

Ein Tiefpunkt in Stifters Leben war der Selbstmord seiner Ziehtochter Juliana, Vorbild der weiblichen Figur in seiner Erzählung KATZENSILBER. Juliana, temperamentvoll und wild, wurde bei den Stiftern

weniger als Tochter denn als Dienstmädchen behandelt, ab und zu sogar geschlagen und ging 18-jährig ins Wasser. Ihren Selbstmord versuchte Stifter damit zu begründen, dass ihre Menstruation ihr Gehirn überschwemmt hätte ... jede Mitschuld verdrängte er.

In seinen letzten Lebensjahren war Adalbert Stifter vor allem krank. Die vielen Kuraufenthalte hatten so gut wie nichts bewirkt, weil er immer maßloser aß und trank - Bier ebenso wie Unmengen von Wein, und dazu notierte er akribisch in seinen Tagebüchern MEIN BEFINDEN: „Viel Rindfleisch, hartes, gegessen, Suppe sehr gut...“, aber auch: „Verdruß mit der Frau ...“ Humorvoll geht Kurt Palm der Frage nach, wie sich einer fühlt, der exzessiv zu essen pflegt und befragt dazu einen, der es wissen muss: Hermes Phettberg, der in seiner Wohnung ein großes Stifterportrait hängen hat, weiß auch prompt zu berichten: „Ich habe viele Zugänge zu Stifter.“ Primarius Hans Bankl gibt uns am Ende Auskunft über die Leiden des Adalbert Stifter: Er war leberkrank, litt an Leberverhärtung, heutzutage





besser bekannt als Leberzirrhose. Sein Sterben wollte der Dichter nicht abwarten - am 26. Jänner 1868 schnitt er sich selbst die Kehle auf, überlebte zunächst und starb zwei Tage später doch. „Es war Glanz, es war Gewühl, es war unten...“ heißt es in seinem autobiographischen Fragment „Mein Leben“.

Irgendwann in der Mitte des Films steht Kurt Palm auf einem Aussichtspunkt und zeigt mit der Kamera den beeindruckenden Blick auf den Böhmerwald, jene Landschaft, von der Stifter Zeit seines Lebens so fasziniert war. Der Blick geht vom Geburtsort Oberplan über den Moldau-Stausee, die Ruine Wittinghausen - und wenn der Wald nicht wäre, so resümiert Palm, könnte man bis nach Linz sehen und so eine unsichtbare Linie ziehen von Stifters Geburtsort bis zu seinem Sterbeort. Kurt Palm gelingt es, diese Linie sichtbar zu machen.

ADALBERT STIFTER

Adalbert Stifter, geboren am 23. 10. 1805 in Oberplan (heute Horní Planá), Südböhmen, als Sohn einer Leinenweber- und Flachshändlerfamilie.

1818-1826 Gymnasium am Benediktinerstift Kremsmünster. Studium der Rechtswissenschaften, später der Mathematik und Naturwissenschaften an der Universität Wien, Hauslehrertätigkeit.

Maler und Schriftsteller, ab 1840 Veröffentlichung von Erzählungen in Almanachen und Zeitschriften, die 1844-1850 in überarbeiteter Form unter dem Titel „Studien“ im Verlag Gustav Heckenast in Budapest erscheinen.

Im Revolutionsjahr 1848 Übersiedlung nach Linz, ab 1850 Landesschulinspektor für die Volksschulen in Oberösterreich, Landeskonservator (1853) und Begründer der OÖ. Landesgalerie. Mitbegründer der Realschule zu Linz.

1853 erscheint die Erzählungssammlung „Bunte Steine“, 1857 der Bildungsroman „Der Nachsommer“, 1865-1867 der historische Roman „Witiko“; Arbeit an der Romanfassung der „Mappe meines Urgroßvaters“ (Fragment). Weitere Arbeiten als Maler und Zeichner.

Ab 1863/64 zunehmende Krankheit, vermutlich Leberzirrhose, der Stifter am 28. 1. 1868 nach einem Schnitt mit dem Rasiermesser in den Hals erliegt.

(Aus: www.stifter-haus.at)



AUS DEM TAGEBUCH „MEIN BEFINDEN“ VON ADALBERT STIFTER

(Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden adaptiert.)

19. April 1864: Den ganzen Tag Ängstlichkeiten. gesund. Weniger Mundtrockenheit und Bitterkeit. Morgens viel Hunger.
20. April: Den ganzen Tag sehr gut. Rindfleisch gegessen - sehr gut.
23. April: Bis gegen 11 sehr gut, dann eingenommen. Suppe, Rindfleisch, gebratenes Huhn, gemischter Salat, ziemlich gut geschmeckt. Etwas ängstlich bis nachts. Nachts viel Husten mit dünnem Schleim. Etwas Hitze in der Nacht. Morgens etwas eingenommenen Kopf.
25. April: Bis abends ausgezeichnet. Suppe, Rindfleisch, Taube, Spargel - sehr gut. Nachts infolge Zorns wegen der Frau unruhig.
28. April: Ausgezeichnet aufgestanden. Viel Verdruss mit der Frau. Suppe, Rindfleisch, Taube, Spargel - sehr, sehr gut. Spazierfahrt eine Stunde - sehr gut. Abends sehr gut. Nacht ziemlich unruhig und ängstlich. Ärger schuld daran?
30. April: Ausgezeichnet. Nacht gut. Suppe, Rindfleisch, 1/2 Haselhuhn, Spargel - sehr, sehr gut.
7. Mai: Unruhe von der Nacht fortgesetzt. Vormittag fast Kleinmut, mittags besser. Sehr gut das Essen geschmeckt, Wallung darauf. Um 2 Uhr in den Kaindlgarten gegangen. Um 3/4 3 nach Hause gekommen. Die Luft hat mich sehr angegriffen. Nach 5 Uhr äußerst wohltätiges Liegen auf dem Sofa mit sanfter Wärme und mit Ruhe. Nachts etwas Wallungen, öfters Erwachen mit Trockenheit und unangenehmem Geschmacke im Mund. Nacht weit besser als die letzte. Abends wenig Suppe genommen. Mittags Suppe, Taube, Spargel - sehr, sehr gut.
8. Mai: Mit etwas Eingenommenheit aufgestanden. Nicht heftiger Hunger. Kaffee etwas weniger genommen, aber gut geschmeckt. Vormittags bei 12 Grad und offenem Fenster freie Luft geatmet. Immer besser geworden. Mittags Hunger. Suppe, Rindfleisch, Taube, Spargel - sehr, sehr gut. Nachmittags sehr gut. Suppe abends wie gewöhnlich. Nacht fast wie
10. Mai: Kaffee, obwohl mit weniger Hunger, sehr gut. 1/2 7 aufgestanden. 8 Uhr Stuhl hart, selbsttätig. Bis Mittag ausgezeichnet. Suppe, Rindfleisch, Taube, Spargel - sehr, sehr gut. Nach dem Essen eine Vergiftungsgeschichte im „Botschafter“ gelesen, sehr davon angegriffen. Etwas Druck in der Herzgrube um 2 Uhr einige Minuten. Gegen Abend eine Weile wie gesund. Um 8 Uhr Suppe. Nachts mehr Wärme als in gesundem Zustande. Schleim und Heiserkeit weniger. Knopf im Hals fast nicht mehr.
12. Mai: Kaffee 1 Glas - sehr, sehr gut. Etwas eingenommen aufgestanden, sonst sehr gut. Gegen Mittag ausgezeichnet. Nach Tisch wie gesund. Nach 2 Uhr Spaziergang im Kaindlgarten. Mit den zwei Kaindl eine Stunde auf und ab gegangen. Sehr lebhaft gesprochen. Durch die Luft immer gestärkter geworden. Darauf ein wenig zu Hause geruht, dann Kaktus begossen - sehr gut. Gegen Abend fast wie gesund. Nacht mehr geschlafen, aber etwas Wärme gehabt und mehr Schleim.
13. Mai: Mit etwas eingenommenem Kopfe erwacht. Ein Glas Kaffee, sehr gut geschmeckt. Vormittag vor 11 Uhr Aufregung, fast Kleinmut. Gegen 11 Uhr der Doktor gekommen, sehr beruhigt. Eine Stunde in Hofers Garten gegangen, sehr wohltuend empfunden. Nach dem Essen sehr gut. Suppe, Rindfleisch - sehr, sehr gut, Paprikahuhn minder. Um 3 Uhr 1 1/2 Stunden im Kaindlgarten ausgezeichnet wohlgetan. Bis 1/2 6 zu Hause, sehr gut. An diesem Tage 1/2 Seidel Friedrichshaller Wasser um 3/4 12 genommen. Um 1/2 3 abgeführt, sehr wässrig mit Knollen. Abends sehr gut. Um 8 Uhr ein Becher Suppe, sehr, sehr gut. Von 8 bis 10 sehr sanft geschlafen, fast wie gesund. Später etwas Wärme, aber weniger Schleim.

16. Mai: Um 3/4 5 aufgestanden. Kaktus umgesetzt, Fenster Nr. 1 ausgehangen, um 6 Uhr Frühstück. Alles sehr ausgezeichnet. Mittags Rindfleisch sehr geschmeckt, Taube weniger. Nach dem Essen etwas düster. Um 1/2 3 bis 5 in den Auhof gefahren, etwas düster gewesen während der Fahrt und unten im Garten. Um 5 Uhr Semmel und gewässerten Wein. Abends sehr gut. Nachts 5 Stunden wie gesund geschlafen.
17. Mai: Den ganzen Tag wie gesund. Abends Zorn mit Kathi. Große Erregung im Puls. Um 8 Uhr laues Bad. Musste zur Beruhigung den Doktor holen lassen, Kirschlorbeerwasser genommen. Nacht etwas unruhig.
20. Mai: Den ganzen Tag fast wie gesund. Nacht sehr gut.
22. Mai: Den ganzen Tag wie gesund.
25. Mai: Den ganzen Tag wie völlig gesund.
31. Mai: Bis Mittag wie ganz gesund. Viel hartes Rindfleisch gegessen. Gleich nach dem Essen Unruhe, fast Ängstlichkeit. Wenig Jause genommen. Abends die Suppe nicht geschmeckt. Nacht sehr gut.
12. Juni: Wie vortrefflich ganz gesund.
13. Juni: Ziemlich unruhig aus Zorn wegen Frau.
15. Juni: Bis gegen Abend fast wie gesund. Abends etwas Unruhe. Aitenberger da gewesen. Durch sein Ausfragen unruhig geworden.
23. Juni: Wie äußerst vollständig gesund.
24. Juni: Wie ganz gesund bis abends. Etwas unruhig wegen Karpfenessen.
1. Juli: Etwas Herzklopfen und intermittierende Pulsschläge.
3. Juli: Fast wie vollkommen gesund. Haller hat mich untersucht und alle Organe gesund gefunden.
13. bis 16. Juli: Wie ganz gesund.
13. bis 16. Oktober: Wie gesund.
22. Oktober: Morgens etwas Wallungen und kein Appetit. Mittags keinen Appetit, aber das Essen doch sehr gut geschmeckt (Nudelsuppe, etwas Rindfleisch und Schöpsernes, dann Reisaufguss). Essen etwas gedrückt. Dann sehr gut, sehr sanfter Mittagsschlummer. Sehr gut bis 4 Uhr. Suppe abends nicht besonders geschmeckt. Nicht einschlafen können. Nacht 11 Uhr Angst, dann Unruhe. Dann etwas Schlaf, dann Unruhe bis Morgen.
29. Oktober: Wie ganz gesund.
30. Oktober: Wie ganz gesund.
31. Oktober: Sehr gut.
28. Jänner 1865: Nacht sehr gut. Pflaumen gegessen. Wie gesund erwacht, aufgestanden, gefrühstückt. Das dauerte bis gegen 10 Uhr, dann sehr harter hinlänglicher Stuhl, dann (vielleicht wegen Drängen zur Förderung des Stuhles) etwas Congestionen zum Kopfe und etwas Unruhe.)
31. Jänner: Sehr gut erwacht. Frühstück sehr, sehr gut. 9 Uhr Stuhl halbfest, dann weich reichlich. Licht mit sehr dunklen Teilen. Mittags große Taube. Schwermut bleibt. Gegen Jause besser. Nach der Jause wieder Unruhe. Abends Suppe sehr, sehr gut. Nacht gut (Taube vielleicht an allem Schuld.)
11. Februar: Nacht wie vollkommen gesund.
26. Februar: Wie vollkommen gesund erwacht und aufgestanden. Zorn mit der Frau. Aufregung darnach. Aufregung legt sich in ein paar Stunden.
5. März: Bis Mittag wie vollkommen gesund. Bei Rint gewesen. Beim Fortgehen etwas Kälte empfunden. Angst, dass ich mich verkühlt habe. Mittags Verdauungsbeschwerden. Nach dem Spaziergang besser. Auf dem Sofa entschlummert. Jause: Tee mit Haselhuhn - sehr, sehr, sehr gut. Suppe sehr, sehr, sehr gut.

Nachts Beunruhigung. Dauert mit Nachlass der Wärme fort.

24. März: Sehr gut erwacht. Frühstück sehr, sehr gut. Drauf Unbehagen. Stuhl mit Zäpfchen gut.

1. April: Morgens wie ganz vollständig gesund. Nach dem Frühstück gar kein Unbehagen. Stuhl mit Zäpfchen. Mittags sehr, sehr, sehr gut, keine Unruhe. Ganzen Tag wie völlig gesund. 9. April: Morgens sehr gut, Stuhl sehr, sehr, sehr, sehr träge. 2 Zäpfchen.

10. April: Wie vollkommen gesund. Breiartiger Stuhl, reichlich.

DAS RASENDE WASSER ...

Adalbert Stifter und die Überschwemmung von 1862
von Kurt Palm

In Stifters Werk spielen Naturkatastrophen eine entscheidende Rolle. Egal, ob es sich um Hagel, Blitzschlag, Feuer, Schneesturm, Eisstoß oder Hochwasser handelt, bei Stifter geht es immer um die Negativfolgen technischer Eingriffe in die Natur, die letztendlich menscheitsbedrohend sind. Insofern ist es geradezu lächerlich, Stifter als harmlosen Käfer- und Blumenpoeten zu bezeichnen, dem es nur um Harmonie und Idylle ging. Stifter wusste nämlich nur zu gut, dass Naturzerstörung auch Selbstzerstörung ist.

Das Vernichtungspotential der Natur hat Stifter aus eigener Erfahrung gekannt: Als Zwölfjähriger erlebte er das verheerende Feuer, das große Teile seines Geburtsortes Oberplan vernichtete, später wurde er Zeuge von Schnee- und Hagelstürmen sowie Hochwasserkatastrophen. Als Stifter im Herbst 1832 „bei tiefer Nacht in einem gewitterflammenden Wald unter strömenden Güssen“ von einem fürchterlichen Unwetter überrascht wurde, fasste er die elementare Erfahrung des Ausgeliefertseins an die Natur mit den Worten zusammen: „Du bist allein, die übrige Schöpfung ist nicht.“

Diese Erkenntnis gilt auch für die Schilderung des Hagelschlags mit dem darauf folgenden Hochwasser in der Erzählung „Katzensilber“. Die untergehende Sonne verwandelte sich da angesichts der Katastrophe plötzlich in eine „blutige Scheibe“ und aus dem „Bächlein, in welchem die grauen flinken Fischlein schwammen“ wurde schlagartig ein „großes schmutziges Wasser“, das alles mit sich riss, was sich ihm in den Weg stellte.

Selbst miterlebt hat Stifter das große Hochwasser in Linz Anfang Februar 1862. Trotz der für ein Hochwasser ungewöhnlichen

Jahreszeit, stieg der Pegel der Donau damals so hoch an, dass in Stifters Wohnhaus an der Unteren Donaulände - dem heutigen Stifter-Haus - die ersten fünf Stufen des Stiegenhauses überflutet wurden. Stifter schreibt nach dem Ende der Überschwemmung: „Von uns zur Stadt fuhr man in den Schaluppen der Dampfboote. Der Anblick des rasenden Wassers war ein schauerlicher. Ich fuhr öfter in die Wohnung und sah zu. Jetzt ist alles vorüber, nur der Schotter liegt vor unseren Türen und Fenstern.“

Im Stifter-Haus zeigt eine Markierung neben dem Stiegenaufgang übrigens genau die Höhe an, die das Wasser am 3. Februar 1862 erreicht hatte. Da Stifter die Größe der Überschwemmung voraussah, ließ er sofort seinen Keller räumen, wodurch er keinen größeren Schaden erlitt. Während der Zeit des Hochwassers lebte Stifter mit seiner Frau im „Hotel zur Stadt Frankfurt“ am höher gelegenen Hauptplatz. Stifter schreibt, dass er während dieser Zeit in seinem Haus „mit den Kähnen aus und ein fuhr.“

Auch wenn Stifter im Falle des Hochwassers von 1862 selbst nicht unmittelbar geschädigt wurde, so war ihm dennoch bewusst, dass auch hier die Natur „unerbittlich ihren eigenen Gesetzen folgt“ und auf den Menschen keine Rücksicht nimmt. Diese entscheidende Erkenntnis zieht sich wie ein roter Faden durch Stifters Werk und es ist bezeichnend, dass er sich auch in seiner letzten literarischen Arbeit mit einer Naturkatastrophe, nämlich einem verheerenden Schneefall, auseinandersetzte. Dort heißt es: „Man konnte nur das Toben anschauen, und hatte keine Ahnung, wohin das führen werde.“ Gerade vor dem Hintergrund der jüngsten globalen Hochwasserkatastrophen, die ja nicht nur in Mitteleuropa, sondern auch in Südafrika, Mexiko und Asien gigantische Schäden verursacht haben, zeigt sich die ungebrochene Aktualität von Stifters Werk, das uns daran

erinnert, dass der Mensch das Zerstörungspotential der Natur zwar reduzieren, aber niemals völlig eindämmen kann.

(Erschienen in den „Oberösterreichischen Nachrichten“ am 24. August 2002)

JULIANA MOHAUPT, SELBSTMÖRDERIN

Eine Spurensuche von Kurt Palm

Die unbekannte weibliche Leiche, die am 21. April 1859 auf dem Friedhof der Mühlviertler Gemeinde Sankt Georgen an der Gusen begraben wurde, war zwei Tage zuvor auf der Donauinsel bei Langenstein ertrunken aufgefunden worden. Für Pfarrer Johann Bauer war das Begräbnis einer namenlosen Wasserleiche nichts Außergewöhnliches, da im Bereich der Donauinsel bei Langenstein regelmäßig Tote angeschwemmt wurden, die auf dem Sankt Georgener Friedhof ihre letzte Ruhestätte fanden. Aus dem „Sterbe-Protocoll der Pfarre St. Georgen an der Gusen von 1829 bis 1878“ geht hervor, dass Ertrinken als Todesursache damals fast ebenso häufig war wie „Schlagfluß“, „Pneumonie“ oder „Lungenkatarrh“.

Nachdem die gerichtlich angeordnete Obduktion der Leiche der jungen Frau keinen Hinweis auf Fremdverschulden ergab, mussten die zuständigen Behörden und Pfarrer Johann Bauer von einem Unfalltod ausgehen, da im Falle eines Selbstmordes ja kein kirchliches Begräbnis hätte stattfinden dürfen. Allerdings berichtete Pfarrer Bauer später, dass ihn beim Anblick des Leichnams in der Totenkammer „eine sonderbare Ergriffenheit überfiel“ und er das Gefühl einer „völligen Mahnung“ hatte.

Das merkwürdige Gefühl, das Pfarrer Johann Bauer beim Anblick der Leiche überkam, sollte sich als begründet erweisen, denn bereits vier Tage nach dem Begräbnis stellte sich heraus, dass es sich bei der Ertrunkenen um

Juliana Mohaupt, die Ziehtochter Adalbert Stifters, handelte. Pfarrer Bauer, der ein Kremsmünsterer Studienfreund Stifters war, schickte diesem sogleich einen tröstenden Brief, in dem er ihm unter anderem mitteilte, dass die Leiche „gut erhalten und nicht entstellt war und fast einen freundlichen Gesichtsausdruck gezeigt habe“. Bei dieser Beschreibung der toten Juliana dürfte es sich allerdings um eine kleine Notlüge gehandelt haben, denn immerhin lag Julianas Leiche vier Wochen lang im Wasser.

Interessanterweise wurden die Ergänzungen über die Identität der zunächst lediglich als „unbekannte weibliche Leiche“ bezeichneten Toten und deren Beziehung zum „k. k. Schulrath Stifter“ erst im Februar 1860, also fast ein Jahr nach dem Auffinden der Leiche, im Sankt Georgener Sterbe-Buch vorgenommen. Merkwürdig ist diese zeitliche Verzögerung deshalb, weil Stifter bereits kurz nach dem Verschwinden Julianas am 21. März 1859 diese bei der Polizei als vermisst gemeldet hatte und er schon am 25. April darüber informiert worden war, dass es sich bei der in Langenstein angeschwemmten Leiche um seine Ziehtochter handelte.

Dass die Korrekturen im Sterbe-Buch der Pfarre Sankt Georgen an der Gusen von Johann Bauer erst mit einjähriger Verspätung vorgenommen wurden und der Tod Juliana Mohaupts in der Abschrift des Sterbe-Buches für das Bischöfliche Ordinariat in Linz überhaupt nicht mehr erwähnt wurde, dürfte mehrere Gründe gehabt haben: Zum einen spielte sicherlich die soziale Stellung des Schulinspektors Adalbert Stifter eine Rolle und zum anderen wollte man den Umstand, dass die Ziehtochter eines angesehenen Linzer Bürgers Selbstmord begangen hatte, nicht aktenkundig werden lassen. Außerdem kam noch dazu, dass der Pfarrer von Sankt Georgen an der Gusen ein Bekannter Stifters war, der mit dem Verschweigen des Selbstmordes nicht nur Stifter, sondern auch sich selbst einen Gefallen tat, da ihm später

niemand den Vorwurf machen konnte, einer Selbstmörderin ein christliches Begräbnis gewährt zu haben.

Während also im Original des Sterbe-Buchs, das sich in der Pfarre Sankt Georgen an der Gusen befindet, die näheren Umstände von Julianas Tod zumindest noch angedeutet werden - das Wort „Selbstmord“ hat man selbstverständlich vermieden - fehlen in der handschriftlichen Kopie im Oberösterreichischen Landesarchiv überhaupt sämtliche Hinweise auf das am 21. April 1859 stattgefundene Begräbnis. Nach dieser Quelle wäre Juliana Mohaupt an diesem Tag gar nicht begraben worden und ihre Spuren hätten sich im Nichts verloren. Da es aus dieser Zeit in der Gemeinde Sankt Georgen auch kein Gräber-Verzeichnis gibt und die jeweiligen Gräber nach Ablauf der zehnjährigen Verwesungsdauer bei Nichtverlängerung durch die Angehörigen automatisch aufgelassen werden, hätte man auch über diesen Weg keine Spur mehr von Juliana Mohaupt gefunden. Auffallend ist hier die Parallele zu Stifters Erzählung „Katzensilber“ von 1852, in der es um ein geheimnisvolles „braunes Mädchen“ geht, das eindeutig Züge Julianas trägt, und das am Schluss für immer im Nirgendwo verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen. Inwieweit Adalbert Stifter an der amtlichen Verschleierung der näheren Umstände des Todes seiner Ziehtochter selbst aktiv beteiligt war und ob er darauf einwirkte, dass man in der Kopie des Sterbe-Buches nicht einmal mehr ihren Namen erwähnte, lässt sich aus heutiger Sicht nicht mehr feststellen, liegt aber im Bereich des Möglichen.

Für den Ziehvater und Pädagogen Stifter war Julianas Selbstmord jedenfalls eine doppelte Katastrophe, weil dieser ihm auf dramatische Weise vor Augen führte, dass er in beiden Funktionen jämmerlich versagt hatte. Gegenüber seinen Freunden versuchte er, für Julianas Tat eine Erklärung zu finden und sich für sein Verhalten als Erzieher zu rechtfertigen.

tigen. An Louise von Eichendorff schrieb er in diesem Zusammenhang: „Das arme Mädchen war 18 Jahre alt. Fast mit Sicherheit haben wir die Vermuthung, daß sie ihrem Leben selbst ein Ende gemacht hat, weil sie einen Zettel hinterließ, auf dem stand: ‚Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst.‘ Ihre Mutter aber ist seit 15 - 16 Jahren todt. Es kann aber auch sein, daß sie im Irrsinne verunglückte. So weit nemlich bis jezt unsere Forschungen reichen, die ich unausgesezt überall, wo ich die geringste Auskunft hoffen kann, anstelle, dürfte eine Übersezung der Menstruation ins Gehirn die Ursache sein. Wir ahnten nicht das Geringste davon.“

Am Ende dieses Briefes versuchte Stifter, jeden aufkommenden Verdacht einer allfälligen Mitschuld am Selbstmord Julianas gleich gar nicht aufkommen zu lassen. Er schrieb: „Sie hätte einem glüklichen Lose entgegen gehen können. Wir behandelten sie gut, sie bekam nie eine Strafe als nur Ermahnungen bei ihren Fehlern.“

Stifter wusste, daß diese Schilderung nicht den Tatsachen entsprach, und daß Julianas Selbstmord durchaus nicht so überraschend kam, wie er sich einzureden versuchte. Als Juliana mit elf Jahren einmal „verloren gegangen“ war, wie Stifter das damalige Verschwinden des Mädchens verharmlosend umschrieb, lag der wahre Grund darin, daß Amalia ihre Ziehtochter wieder einmal geschlagen hatte, woraufhin diese „das Haus verließ und in Angst und Eile hinter einem Pferde-Eisenbahn-Wagen so lange fortlief, bis sie erschöpft bei einem Gasthaus niedersank und von dem Gastwirt aufgenommen wurde.“ Das berichtet jedenfalls Stifters Freund Carl Löffler.

Dass sich ein solcher Vorfall in einer Kleinstadt wie Linz mit seinen 26 600 Einwohnern in Windeseile herumsprach, versteht sich von selbst. Drei Wochen nach ihrem ersten Verschwinden kehrte Juliana

wieder zu ihren Pflegeeltern zurück, nachdem ihr Plan, sich bei einem Gastwirt als Dienstmädchen zu verdingen, gescheitert war. Stifter berichtete am 4. Januar 1852 seinem Verleger Gustav Heckenast über den glüklichen Ausgang der Angelegenheit und kündigte gleichzeitig an, sich mehr um Juliana kümmern zu wollen: „Ich danke Gott, daß ich wieder ruhig bin. Durch Aufklärung, durch mehr Aufmerksamkeit auf das sehr begabte Kind, hoffe ich, das wilde lükenhafte und abentheuerliche ihres Wesens und ihres ersten Heranwachsens zu mildern, und etwas aus dem Geschöpfe zu machen.“

In diesen Zeilen hat Stifter den wahren Grund für die Auseinandersetzungen genannt, zu denen es zwischen ihm und Juliana immer wieder kam. Juliana verkörperte in ihrer temperamentvollen, wilden Art ein Lebensprinzip, das Stifter panische Angst einjagte. Ihn, der jede „Leidenschaft“, jede „Bewegung des Gemüthes“ verabscheute und krampfhaft zu unterdrücken versuchte, muss Julianas „zigeunerhaftes Wesen“ zugleich abgeschreckt und fasziniert haben. Ihr „angeborener Hang zur Flüchtigkeit und Zügellosigkeit“, ihre „Unerzogenheit“ und „Wildheit“, die Stifter-Apologeten an Juliana entdeckt haben wollen, müssen Stifter und seine Frau nachhaltig irritiert haben. Während Amalia mit Handgreiflichkeiten auf Julianas „Unerzogenheit“ reagierte, versuchte Stifter mit zweifelhaften Erziehungsmethoden auf das Mädchen einzuwirken.

So berichtete er im Januar 1859 seinem Verleger Heckenast, daß er aufgrund einer Augenentzündung weder lesen noch schreiben könne und „aus Bosheit“ Epigramme dichte, die er „der Julie“ diktiere. „Sie sollte in einem erleuchteten Nebenzimmer sitzen, in das ich aus meinem dunkeln die Epigramme hinaus rief. Aber die Sache war zu lächerlich und die Epigramme wurden, je länger ich sie im Gedächtnisse hersagte, immer schlechter. Wenn Julie mir mit dem Lichte hinter einem Schirme sitzend

das Politische aus der allgemeinen Zeitung vorlesen sollte, war es nicht auszustehen, wie sehr man ihr anmerkte, daß sie gar nichts davon verstehe. Einmal las sie gar das Wort ‚kreirt‘ (gründet, hervorbringt) einsilbig, wie man die erste Silbe in ‚Geige‘ liest.“

Ob Stifter mit solchen Erziehungsmethoden dem einige Jahre zuvor formulierten Ziel, aus Juliana „durch mehr Aufmerksamkeit etwas zu machen“, näher kam, sei dahingestellt. Juliana jedenfalls scheint das Leben bei ihren Zieheltern nicht mehr ausgehalten zu haben und ging ins Wasser. Rückblickend fällt auf, daß bereits die Reise der sechsjährigen Juliana von Budapest zu ihren Pflegeeltern nach Linz unter keinem guten Stern stand. Als nämlich Amalia Stifter in Wien auf ihre Nichte wartete, verzögerte sich die Abreise des kleinen Mädchens aus Pest, weil es von einem Hund gebissen und verletzt worden war. Nach der verspäteten Ankunft in Linz beklagte sich Frau Stifter dann auch bitter darüber, daß ihr Juliana „bereits schon viel Kummer gemacht“ habe.

Aus dem näheren Umkreis Stifters wurde nach Julianas Selbstmord der Verdacht geäußert, sie hätte sich wegen einer unglücklichen Liebesaffäre mit einem Angestellten der Donauschiffahrtsgesellschaft umgebracht, deren Büros im selben Haus untergebracht waren, in denen die Stifters wohnten. Es mag sein, daß diese Affäre, so es sie tatsächlich in dieser Form gab, Juliana in ihrem Entschluss, ihrem Leben ein Ende zu setzen, bestärkte, der tiefere Grund lag aber sicherlich in der Unmöglichkeit, ihre „Wildheit“ und „Zügellosigkeit“ in der Obhut ihrer hartherzigen Ziehmutter und ihres depressiven Ziehvaters ausleben zu können.

Bei Stifter löste Julianas Selbstmord eine schwere seelische Krise aus, da ihn diese Todesart schon immer tief beunruhigt hatte. Bereits 1840 schrieb er in den „Feldblumen“: „Wer einmal Selbstmord versuchte, der geht hinfüro unheimlich unter den übrigen

Menschen herum.“ Und ein Brief, den er wenige Monate nach Julianas Tod am 24. August 1859 an Gustav Heckenast richtete, zeigt, wie sehr ihn das Selbstmordthema weiterhin beschäftigte: „Ein selbstgewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt, und das desto schattenhafter gegen uns tritt, je näher und theurer uns der Unglückliche war.“

Nach Julianas Selbstmord, der in Linz natürlich zum Gesprächsthema wurde, zogen sich Stifter und Amalia, „zwei alternde, vereinsamte Menschen“, wie er am 29. April an Marie von Hrussocty schrieb, für lange Zeit aus der Öffentlichkeit zurück. Er widmete sich seiner Einsamkeit und seinen Kakteen, sie schenkte ihre ganze Zuneigung dem Schoßhündchen Putzi. Stifter fasste die traurige Situation, in der sich Amalia und er nun befanden, mit den Worten zusammen: „Wir sind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme.“

Knapp neun Jahre nach Julianas Selbstmord versuchte Hofrat Stifter schließlich ebenfalls, seinem Leben durch Selbsttötung ein Ende zu setzen.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Januar 1868 fügte sich Stifter, der aufgrund seines exzessiven Alkoholkonsums an einer Leberzirrhose litt, mit seinem Rasiermesser eine stark blutende Wunde am Hals zu, die zu einer Ohnmacht führte. In der Literatur wurde diese Schnittverletzung häufig als Todesursache angegeben. Wie der Pathologe Hans Bankl aber feststellte, kann diese Verletzung nicht zu Stifters Tod geführt haben, „denn wenn eine Schnittverletzung am Hals eine oder mehrere große Blutgefäße eröffnet, tritt der Tod innerhalb weniger Minuten ein. Es kann sich im konkreten Fall also nur um eine seichte Schnittwunde gehandelt haben, denn Stifter lebte ja noch zwei Tage. Man weiß aber, daß Patienten im Endstadium einer Leberzirrhose zum einen häufig die Orientierung verlieren und zum anderen oft aggressive Handlungen setzen.“

Das Ereignis der Schnittverletzung passt in typischer Weise zu einem präkomaösen Zustand bei Leberzirrhose. Die Blutung war sicherlich massiv und schwer zu stillen, bei einer Leberzirrhose ist ja die Blutgerinnungsfähigkeit gestört. Wir können also mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Schnittverletzung im Stadium des Leberversagens als eine nicht mit klarem Bewusstsein gesetzte Handlung erfolgt ist.“ Auf dem „Todten-Beschau-Zettel“ wurde als Todesursache übrigens „Zehrfieber nach Leberverhärtung“ angegeben.

Wie bei Juliana versuchte man also auch bei Stifter, der Nachwelt die wahre Todesursache zu verschweigen.

(Erschienen in „Die Presse“, Spectrum, am 9./10. November 2002)

DIE EDLEN WÜRSTEL ...

Im Januar 1858 erhielt Stifter von seinem in Wien lebenden Freund, den Kupferstecher Joseph Axmann, ein Porträt, das den Wiener Bürgermeister Johann Caspar von Seiller zeigte. Axmann bat Stifter, von dessen Meinung in Kunstingen er viel hielt, um eine Stellungnahme zu diesem Bild. Stifter scheint diese Arbeit gefallen zu haben, denn am 29. Januar geht er in einem Brief ausführlich auf das Werk ein, das er in den höchsten Tönen lobt. Er bewundert darin die „ Strenge der Linienführung „ und „ die Klarheit der Behandlung „, äußert sich anerkennend über die „ klaren und glänzenden Augen „ sowie die „ schön modellierte Nase „, und nachdem er auch an „ Mund Bart Haare und Gewandung „ nichts auszusetzen hat, bezeichnet er das Porträt schließlich überschwänglich als „ das Werk eines Meisters „. Nach einem kurzen Seitenhieb auf „ das leichtsinnige Wien „, das „ den herrlichen Grillparzer „ nicht verdienen würde, wechselt Stifter aber schlagartig das Thema und

kommt auf den wahren Grund seines Schreibens:

„Aber hören wir jetzt von den Kunstingen auf und gehen wir zu etwas Wichtigerem und Ernsterem über. Kaufe mir für das Geld, welches in diesem Briefe liegt, so viele sogenannte Frankfurter=Wienerwürstel, als du bekommst, wenn du vorher die Schachtel bezahlt hast, in die du die Würstel thun mußt, damit sie mir überbracht werden. Aber höre und überlege wohl: du darfst die Würstel nur bei kaltem Wetter senden. Schlägt das jezige Winterwetter um, und wird warm, so warte auf kaltes, und kommt gar kein kaltes mehr, so thue das Geld in deinen Schatz, und warte auf weitere Weisung. Die edlen Würstel aber soll, so ist nemlich die herzliche Bitte meiner Frau, nicht der alte Matrose, sondern dessen liebe Gattin Wallburga kaufen, aus Ursache, da sie besser über bessere wird urtheilen können, und man ihr nicht so leicht etwas anhängt wie dem Matrosen. Der Dank wird groß sein, und ein Gegendienst, wenn Gelegenheit ist, nicht fehlen.“

Dieser Brief ist eines von zahlreichen Beispielen für Stifters großes Talent, Freunde, Verwandte und Bekannte für alle nur erdenklichen Dienstleistungen einzuspannen. Den Jugendfreund Mathias Greipl zum Beispiel bat er am 5. Dezember 1855 um die Zusendung von „ 24 Ellen Gradl „, das sind 16 Meter Leinenstoff, aus Oberplan und „vergaß“ dann trotz mehrmaliger Mahnungen fast zwei Jahre lang darauf, die Ware zu bezahlen. Die Schulden in der Höhe von 108 Gulden konnte Stifter dann am 9. November 1857 aber auch nur begleichen, weil er sich zuvor von seinen Nachbarn, den Kaindl-Brüdern, 130 Gulden ausgeborgt hatte. Um diesen Kredit zurückzahlen zu können, musste Stifter wiederum noch am selben Tag seinen Verleger Gustav Heckenast um einen Vorschuss von 200 Gulden ersuchen.

Im Falle des Würstelwunsches hatte Joseph Axmann freilich das große Glück, daß Stifter

das Geld gleich beilegte, was die Erfüllung seiner Wünsche wesentlich erleichterte. Schon am 1. Februar 1858 vermerkte Axmann am Schluss von Stifters Brief: „ 20 Paar Frankfurter 1 fl 40 kr. ein Paar Knakwürste a 8 kr die Schachtel 12 kr per Eilgut übersendet. „

Stifter, dessen Mutter am 27. Februar 1858 gestorben war, meldete sich erst am 20. März wieder bei Axmann und bedankte sich für dessen „ Würstelbemühungen „. Er schreibt: „ Die Dinge schmeckten uns so sehr, daß unser Mühmchen Josefine (...) sagte, sie seien besser als ein Kapaun (ich sage das nicht), und daß meine Frau ewig beim Mittagessen im ganzen Februar sagte: ‚Siehst du, die Kälte hält an, wir hätten noch Würste genug bekommen. „

Der Würsteltransport zwischen Wien und Linz scheint reibungslos funktioniert zu haben, denn am 30. November 1860, Stifter hält sich gerade in Wien auf, berichtet er Amalia, daß Axmanns Frau, „ sobald Kälte eintritt „, wieder Würstchen nach Linz schicken werde. Weitere Würstelsendungen aus Wien werden in Briefen vom 20. Februar 1861 und 17. Februar 1862 bestätigt.

Seine Vorliebe für die „Frankfurter“ teilte Stifter mit vielen Künstlern des 19. Jahrhunderts: Franz Grillparzer und Johann Nestroy gehörten ebenso zu den Anhängern dieses „fast food“ wie Franz Schubert, Josef Lanner und Johann Strauß, die als Wiener, im Gegensatz zu Stifter, freilich den großen Vorteil hatten, daß sie ihre Würstel verzehren konnten, wann immer sie wollten. Denn während es beispielsweise in Mailand bereits seit 1842 und in Amsterdam seit 1861 die „Wiener“ gab, dauerte es in Linz bis 1865, ehe die Wurst- Selchwaren- und Konservenfabrik Anton Glöckler diese berühmten Würste auch in der oberösterreichischen Landeshauptstadt anbot. Bis dahin war Stifter auf die Belieferung mit „Frankfurtern“ aus Wien angewiesen.

Wenn Stifter am 30. November 1860 in einem Brief aus Wien schreibt: „Die Würstel sind jetzt sehr schwer zu transportieren. Sie erhizen sich im Wagen und verderben“, so können wir davon ausgehen, daß Stifter für den Würsteltransport von Wien nach Linz die Postkutsche verwendete, und nicht die Eisenbahn. Man darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen, daß man mit der Pferdekutsche von Wien nach Linz mindestens 24 Stunden brauchte, und dadurch vor allem in den wärmeren Jahreszeiten ein Transport von Lebensmitteln nur in sehr eingeschränktem Maße möglich war. Leicht verderbliche Waren wie „Frankfurter“ konnten daher nur bei kaltem Wetter relativ problemlos über größere Entfernungen transportiert werden.

Ob man durch die von Henriette Davidis in ihrem „Praktischen Kochbuch“ von ... vorgeschlagene Methode zur Konservierung von Räucherware auch „Frankfurter“ länger haltbar machen können, entzieht sich meiner Kenntnis, aber nachdem es sich bei den „Frankfurtern“ um Räucherware handelt, hätte diese Methode eigentlich auch hier funktionieren müssen: „ Die Fleischwaren sind zwar durch das Räuchern haltbar geworden; man muss sie aber später dennoch vor Schimmel und Fliegen und vor dem Austrocknen bewahren. Zu diesem Zweck tut man die Fleischwaren in Fässer oder Kisten und streut schichtweise trockene, gesiebte Buchenasche oder auch trockenen Häcksel von Roggenstroh dazwischen. Die oberste und die unterste Schicht muß Asche, resp. Häcksel sein. „

Erfunden wurden die „Frankfurter“ im Mai 1805 von Johann Georg Lahner, einem 1772 im fränkischen Gasseldorf in Bayern geborenen „Aufhackknecht“, der während seiner Walz auch nach Wien kam und in der heutigen Neustiftgasse 111 im 7. Bezirk (damals Schottenfeld 274) zum ersten Mal diese neuartige Wurstmischung erzeugte. In Erinnerung an seine Lehrzeit in Frankfurt am

Main nannte Lahner die Würstel zunächst einmal „Frankfurter“, später wurden sie „Wiener Frankfurter Würstel“ bzw. „Frankfurter Wiener Würstel“ genannt. Heute heißen sie nur in Wien „Frankfurter“, sonst überall „Wiener“.

Das Originalrezept der „Frankfurter“ ist meines Wissens nicht überliefert, allerdings fand ich in einer Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum der Firma Lahner einen Hinweis auf die Zubereitung der „Ur-Frankfurter“:

„Das sorgfältig von allen Sehnen befreite Fleisch wird zunächst mit Hacken entsprechend zerkleinert, dann auf Holzstöcken mit schweren Holzschlegeln weichgeklopft und mit großen Wiegemessern, die von zwei sich entgegenarbeitenden Gehilfen mit der Hand bedient werden, in ganz kleine Stücke zerschnitten, bis man daraus durch Mischung mit Schweinefleisch in einem Holztrog das Wurstbrät herstellt, das mit einer großen Handspritze, die dabei auf den Oberschenkel aufgestützt wird, in die auf das Aufsatzrohr angesteckten Schafsaitlinge eingedrückt wird. Die daraus abrollende lange Wurst wird dann in entsprechend kurze Teile abgeschnitten und in der Mitte zu einem Paar abgedreht, worauf die Würstl geselcht und gekocht werden.“

Dass die „Wiener“ heutzutage auf der ganzen Welt maschinell hergestellt werden, versteht sich von selbst. Wer aber dennoch Lust verspürt, sich seine Würstchen selbst herzustellen, dem sei das folgende Rezept aus einem „Wurst- und Fleischerhandbuch“ aus dem Jahr 1950 empfohlen:

Frankfurter Würstel (10 Paar) 1,5 kg mageres Schweinefleisch, 1 kg zäher Speck, 65 g Salz, 5 g Zucker, 1 g Salpeter, 6 g Pfeffer, 2,5 g Ingwer, 3,5 g Kardamon

„Das magere Schweinefleisch grob eingehackt und mit Salpeter, Salz und Zucker vermengt eine Nacht in den Kühlschrank stellen,

anderntags fein durchdrehen, mit Wasser und dem gesamten fehlenden Gewürz gut durchkneten, dann den fein durchgedrehten Speck hinzufügen und alles noch einigemal rundlaufen lassen. Damit die Würstchen schön rot werden, empfiehlt es sich, die gekutterte Masse eine Nacht stehen zu lassen. Dann in Schweinedärme füllen, in Paare von 125 g abdrehen, warm vortrocknen und schön goldgelb räuchern.

Das Räuchern der Würste geschieht am besten, wenn sie in vorher angehittem Rauch kurze Zeit zum Antrocknen gehängt werden. Alsdann gibt man unten auf den Räucherboden feine Holzwolle, darüber einen Posten feiner Holzspäne und darüber einen ganz dünnen Hauch Sägemehl. Man macht dieses oben mit dem Pinsel leicht nass. So entsteht ein warmer Wasserdampfrauch, der an den Würstchen eine schöne, goldgelbe Farbe erzeugt.“

Da es sich bei den „Frankfurtern“ um so genannte „Brühwürste“ handelt, müssen die Würste nach dem Räuchern noch im Wasser bei etwa 80 Grad gebrüht werden.

Sollten Sie sich aber entscheiden, einfach in eine Metzgerei oder einen Supermarkt zu gehen, um ein Paar „Frankfurter“ zu kaufen, so werden diese je nach Hersteller aus folgenden Zutaten bestehen:

Variante 1: Rindfleisch, Speck, Wasser, Nitritpökelsalz, Stärke, Gewürze, Saccharose, Natrium-Kalium-Polyphosphat, Ascorbinsäure, Geschmacksverstärker: Natriumglutamat. Variante 2: Schweinefleisch, Speck, Wasser, Kochsalz, Konservierungsmittel: E 250; Stärke, Gewürze, Stabilisator: E 331, E 471; Antioxidationsmittel: E 300; Geschmacksverstärker: E 621.

Wenn Ihnen trotz dieser Ingredienzien der Appetit noch nicht vergangen ist, so empfehle ich die Zubereitung der „Frankfurter“ nach Katharina Pratos Rezept aus der

„Süddeutschen Küche“ von 1858, dem Jahr, in dem Stifter in seinen Briefen diese Würstel zum ersten Mal erwähnt.

Frankfurter bzw. Wiener mit Kren

„Wiener, Frankfurter o. dgl. legt man in siedendes Wasser in ein langes Geschirr, damit sie nicht gebogen werden müssen, deckt sie zu und läßt sie seitwärts am Herde stehen, bis sie in die Höhe steigen, was der Fall ist, wenn sie durch und durch heiß sind. Man legt sie zwischen eine zierlich gefaltete Serviette auf die Schüssel und serviert geschabten Kren dazu.“

Kochen Sie aber die „Frankfurter“ nicht zu lange, sonst platzen sie und werden zu „Fledermäusen“. So nennt man jedenfalls im Mühlviertel aufgesprungene „Frankfurter“.

Was den Kren betrifft, so rate ich, unbedingt frischen Kren zu verwenden, also keinen aus der Tube oder aus dem Glas. Da sich der Kren in Gärten und auf Wiesen ja fast unkrautartig ausbreitet, sollte es kein Problem sein, an frischen Kren heranzukommen. Halten Sie also Ausschau nach diesem wildwuchernden Gemüse und legen Sie, sobald Sie es entdeckt haben, mit einer kleinen spitzen Schaufel den oberen Teil der Wurzel frei. Dann entfernen Sie die Blätter und schneiden mit einem scharfen Messer ein etwa zehn Zentimeter langes Stück der Wurzel ab. Waschen Sie den Kren gründlich, schneiden Sie die Schale, wo nötig, weg und reiben ihn mit dem Reibeisen. Aber Vorsicht:

Der frische, rohe Kren ist üblicherweise so scharf, daß er einem bereits beim Reiben die Tränen in die Augen treibt. In diesem Falle sollte man die Augen keinesfalls mit den „krenigen“ Fingern trockenreiben, sonst hört das Weinen gar nicht mehr auf.

Zu den „Frankfurtern“ mit frischem Kren und scharfem Senf gehören natürlich eine Semmel und (mindestens) eine Halbe Bier, die man in diesem Falle vorzugsweise aus der Flasche trinkt.

(Aus: Kurt Palm: Suppe Taube Spargel sehr sehr gut. Essen und trinken mit Adalbert Stifter, Löcker Verlag, Wien 1999)

LASSEN SIE MIR NOCH 2 EIMER SZADAI SENDEN...

Gustav Heckenast war nicht nur Stifters Verleger, Beichtvater und Kreditgeber, sondern auch sein wichtigster Weinlieferant. Wie aus den Briefen an Heckenast hervorgeht, hat dieser allein zwischen Oktober 1857 und November 1862 mindestens 1.924 Liter Wein im Gebinde und 90 Flaschen feineren Weins von Budapest nach Linz geschickt. Diese Menge käme einem durchschnittlichen Jahresverbrauch von etwa 400 Litern gleich. Aus einem Brief an Heckenast vom 12. Oktober 1857 wissen wir allerdings, daß Stifters Verbrauch wesentlich höher war: „Mein jährlicher Bedarf dürfte in 8 bis 10 Eimer Tischwein und etwa 40 - 60 Flaschen feineren Weines bestehen.“ Da ein Eimer 56,6 Litern entspricht, heißt das, daß Stifter jährlich zwischen 452 und 566 Liter alleine an Tischwein konsumierte. Zum Vergleich: 1890 lag der durchschnittliche Weinverbrauch in Österreich-Ungarn bei 21,1 Liter pro Kopf und 1998 lag er in Österreich bei 33,3 Liter. Zwar ließ sich Stifter neben dem Tischwein auch feinere Weine wie Sass Hegy, weißen und roten Visontai, Pateni und Tokai Bor schicken, aber die 40 bis 60 Flaschen, die er von diesen Sorten jährlich trank, fielen bei etwa

600 Litern Jahresverbrauch kaum ins Gewicht.

Stifter versuchte den Weinhandel mit Heckenast so zu gestalten, daß er die anfallenden Rechnungen nach Möglichkeit nicht bezahlen musste, sondern zur Begleichung in Zukunft zu erwartende Honorare verwenden konnte. Zu diesem Zweck entwickelte er komplizierte Gegenverrechnungsmodelle, wie zum Beispiel am 12. Mai 1858: „ Zum Schluß noch eine Weinangelegenheit. Für die Beigabe zu der letzten Sendung danke ich sehr. Sie war köstlich. Was ist der Sass Hegy? Ofner? Der ist ganz herrlich. Ich habe die Rechnung von 45 fl 50 kr noch nicht beglichen. (...) Wollen Sie die Güte haben, mir noch zwei Eimer Szadai im Gebäude senden, und dann zur Zahlung die Julirate verwenden. Sie könnten die Sache so einrichten, daß die Totalsumme der schuldigen 45 fl 50 kr und der neuen Sendung 100 fl betrüge. „

Und am 8. Oktober 1860 schreibt er: „ Ich bitte, schicken Sie mir in zwei Zweieimergebunden 4 Eimer Szadai. Ich habe zwar den früheren noch nicht gezahlt; aber das thue ich mit einander, wenn ich die Schuld auf die 500 fl Actie an Sie völlig getilgt habe. Wenn Sie noch den guten Tokai Bor haben, vo dem mir Elischer geschickt hat, so bitte ich um 24 Fläschchen. Nebstbei auch einen Eimer rothen Visonthai. So jezt ist alles aus. „

Selbst im Brief vom 26. April 1859, in dem Stifter Heckenast über den Selbstmord seiner Ziehtochter Juliana informierte, musste er auch noch auf eine Weinlieferung zu sprechen kommen: „ Ich muß mit etwas Geschäftlichem schließen. Ich habe Sie im Herbste gebethen, die Weinsendung von 4 Eimer 4 Maß Szaday durch die Dezemberrate auszugleichen. Sie thaten es nicht. Behalten Sie die Junirate zurück, und berechnen Sie den Wein. Der Rest der Rate, der mir gut bleibt, möge auf die neue Weinsendung

hinüber genommen werden, die ich etwa im Juli brauchen werde. „

In einigen Briefen, die Stifter in der „Weinangelegenheit“ an Heckenast schrieb, deutete er übrigens auch an, daß er sich durchaus darüber im klaren war, daß sein Alkoholkonsum etwas mit Sucht zu tun hatte. So schreibt er etwa am 24. August 1859: „ ... heben Sie mir 4 - 6 oder mehr Eimer Szadai auf, ich werde ihn bei kühlerer Jahreszeit, und wenn ich mehr Muße habe (jezt sind noch Prüfungen) bringen lassen. Zwei Eimer bitte ich aber sogleich, ich habe keinen Tropfen mehr, und wir sind zusammengewöhnt wie zwei Kameraden.“ Und am 29. November 1859 fleht er Heckenast an: „Lassen Sie mir noch 2 Eimer Szadai senden, aber sogleich, ehe die Kälte eintritt, wenn 1/2 Eimer rother Visontai mitkommen könnte, wäre es mir sehr lieb. Ich werde Ihnen dann im nächsten Brief sagen, wann wir wieder abrechnen. Ich bitte aber die Sendung zu beschleunigen und der Dampfschiffahrt sogleiche Beförderung aufzutragen. Nach meiner Kenntniß des Wetters dürfte noch etwa 10 - 14 Tage gelindes Wetter sein. Ich komme mit meinem Vorrathe über den Winter nicht aus. „

Nach den Weinmengen zu schließen, die Stifter konsumierte, kann man davon ausgehen, daß Stifter eher ein Wirkungs- als ein Genusstrinker war. Sein Grundsatz: „ Mäßigung gibt Kraft „ galt jedenfalls nicht für seine Beziehung zum Alkohol.

(Aus: Kurt Palm: Suppe Taube Spargel sehr sehr gut. Essen und trinken mit Adalbert Stifter, Löcker Verlag, Wien 1999)